**Zeitschrift:** Schweizer Spiegel
**Herausgeber:** Guggenbühl und Huber
**Band:** 43 (1967-1968)
**Heft:** 9

**Rubrik:** Briefe aus

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 04.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

*Es brennt*

nicht um so Wichtiges ginge. Dürfen wir wegen der Hotellerie unsere Angelegenheiten nicht mehr so in Ordnung bringen, wie es bewährter Tradition entspricht? Zudem: Ist es möglich, daß Zeitungsleute nicht sehen, wie die Welt widerhallt von Ausschreitungen, Streiks, Straßendemonstrationen, brutalem Vorgehen der Polizei — und meinen, einige Entgleisungen in einem Abstimmungskampf würden den Touristenstrom in unser Land hemmen? Hat man vergessen, welch reinigende Wirkung gerade in heftig umkämpften Fragen eine Volksabstimmung bei uns hat? Minderheiten können ihre Ressentiments auf ungefährliche Weise abreagieren. Die Mehrheit der Vernünftigen gibt fast immer den Ausschlag, und die Politiker sehen, wie das Volk wirklich denkt. Im vorliegenden Fall hätte sich zum Beispiel gezeigt, daß auch in den Bergkantonen und im Welschland mehr Bürger, als es scheint, über die Entwicklung besorgt sind.

Ferner: Obwohl aus dem Text der Initiative eindeutig hervorging, daß die Reduktion der Ausländerzahl auf 10 Prozent der Bevölkerung nur allmählich erfolgen sollte und dafür keine Frist festgelegt war, wurde immer wieder behauptet, die Annahme des Volksbegehrens würde unserer Wirtschaft einen tödlichen Schlag versetzen. Sicher meist gutgläubig, aber ohne nachzuprüfen, was eigentlich die Initiative verlangte. Die Sozialdemokraten und Gewerkschafter wollten ihrerseits weder die in vielen Jahren mühsam errungene «Salonfähigkeit» verscherzen, noch sich sagen lassen, sie verrieten den Überrest ihrer Weltverbrüderungs-Ideen.

Und alle jene halben und anderthalben Nonkonformisten, welche sonst nicht müde werden, unsere Bundesräte und Wirtschaftskapitäne mit ungerechtfertigten Anwürfen zu überhäufen — sie hieben noch stärker als das, was sie «Establishment» nennen, auf die Initianten ein. Weil sie finden, das Schweizervolk sei zu engstirnig, sind sie dafür, der Einwanderung möglichst wenig Schranken entgegenzusetzen.

Dieser widersprüchlichen, der Auffassung des Volkes nicht entsprechenden Meinungsfront hielt die Mehrheit der senkrechten, den Fremden gegenüber freundlich gesinnten Initianten nicht stand, als auch noch zwei Bundesräte sich einschalteten. Dafür kommt jetzt eine neue, schärfere Initiative aus Kreisen, bei denen wirklich die Gefahr besteht, daß Fremdenhasser den Ton angeben. Die Fronten wurden dadurch noch mehr verfälscht. Man ist versucht, zu sagen: «Jetz händ er de Dräck!»

**Der Ausweg**

Die neue Initiative sollte Anlaß sein, durch eine intensivere Diskussion endlich zu einer klaren Richtlinie zu gelangen: Den Fremdarbeitern sollte um ihretwillen, aber auch um der Assimilation möglichst vieler willen — ebenso damit wir nicht zu einer Gesellschaft mit zwei Klassen werden — mit mehr menschlicher Wärme begegnet werden. Damit wir das aber überhaupt können, ohne uns selbst aufzugeben, müssen wir alle Maßgebenden kräftiger gegen den Druck der Interessenvertreter unterstützen und zu noch konsequenteren Maßnahmen mahnen. Gerade wer die Fremden gern hat, müßte das eigentlich entschieden befürworten. Es brennt!

# Briefe aus

## Basel

Liebe Leserinnen und Leser,

Ich soll Ihnen einiges Typische erzählen, was in letzter Zeit in Basel passiert ist. Nun, das wäre sehr viel oder sehr wenig, wie man es nimmt. So möchte ich denn in diesem ersten Brief von einer Frage an Sie ausgehen.

Woran denken Sie wohl, wenn Ihnen Basel in den Sinn kommt? Ich habe mich schon öfters gefragt: was mögen die Stichworte sein, unter denen Basel im Kopfe anderer Leute registriert ist? Rheinknie oder Zoologischer Garten? Mustermesse oder Fasnacht? Humanismus oder Chemische Industrie? Oder ganz andere, persönliche – Tante Schuggi vielleicht, oder Miniröcke vor dem Stadtcasino?

Ein paar Leute, die ich gut kenne, haben unter ihren Stichworten eines gemeinsam gehabt: den Basler Witz. Und da sie alle keine Basler waren, haben sie etwas hämisch gelacht, als sie dieses Stichwort aussprachen. Alle, obschon ich sie einzeln fragte und keiner vom anderen wußte. Das machte so den Eindruck, als müsse man den «Basler Witz» in Anführungszeichen setzen, weil er in Wirklichkeit gar nicht vorhanden sei. Weil der «Basler Witz» etwas Ähnliches sei wie des Kaisers neue Kleider: man sieht ihn nicht, weil er nur für die Basler vorhanden ist.

Das stimmt natürlich nicht. Wenn jemand den Basler Witz nicht sieht, so bedeutet das nur, daß er noch weit davon entfernt ist, Basel begriffen zu haben. Denn für den Basler Witz

## *Ist die Webstube witzig?*

braucht es tatsächlich Verständnis. Er ist nicht von jener Art, die einem donnernd die Faust auf die Schulter knallt und einen damit anregen möchte, sich auch noch den Bauch zu heben. Er ist auch nicht so, daß er längst bekannte Wendungen endlos wiederholt und damit Lachsalven ernten möchte. Er ist – ja, was ist er?

Man sagt dem Basler nach, daß er eine spitze Zunge habe. Nun, eine spitze Zunge haben die Stadtberner auch, nur etwas weniger rasch. Und die Zürcher können ebenfalls spitzzüngig sein, auch wenn es etwas breiter herauskommt. Und spitze Zungen hat schließlich alles, was in irgend einer Form witzig ist, denn Witz braucht Pointe, und darin liegt die Spitze; um es mit einem milden Kalauer zu sagen. Andere wieder sagen, der Basler Witz sei ätzende Säure. Sie haben nicht unrecht. Basels jahrhundertelanges Verhältnis zur Chemie – man warf bereits 1527 den Chemiker und Arzt Paracelsus aus der Stadt hinaus – ist nicht ohne Folgen auf den Charakter geblieben. Und wenn man's genauer betrachtet, so liegt in dieser Behauptung sogar viel mehr Wahrheit, als man zunächst annehmen möchte.

Wenn einem aber so ein witziger Basler einen Gutsch Säure in Form einer leicht hingeworfenen Bemerkung ins Gesicht schmettert, dann darf man eines nicht tun: man darf nicht sauer werden. Sonst gibt das ein Gemisch von Säuren, und daraus entsteht (wenigstens in diesem Fall) nichts Gutes. Man muß vielmehr einen Gutsch ätzende Lauge zurückschleudern, ebenfalls so von obenhin, ohne besonderes Gewicht – und dann neutralisieren sich die beiden, und es entsteht nichts Böses daraus. Sondern eben etwas, das man in Basel als Witz schätzt.

Die Sache hört sich natürlich einfacher an, als sie ist. Um zurückschleudern zu können, muß man zuerst einmal ätzende Lauge haben. In Basel hat man sie schon in früher Kindheit. Das führt zu der bemerkenswerten Erscheinung, daß man in Basel sozusagen nie Kinder sehen kann, die sich auf der Straße herumschlagen. In andern Orten sind solche Szenen alltäglich – in Basel kommen sie höchstens unter frisch zugezogenen Auswärtigen vor. Und jene Raufhändel Erwachsener, die dann unter dem Titel «Körperverletzung» vors Gericht kommen, sind in Basel ungeheuer selten. Wenn sie doch vorkommen, dann finden sie ebenso unter Nichtbaslern statt wie die üblen Nachreden und Beschimpfungen im Treppenhaus oder im Consum. Man möchte sagen: weil der Basler so rasch bei der Hand ist, seinem Nebenmenschen Säure anzuspritzen, ist er so friedfertig. Immer vorausgesetzt, daß der Nebenmensch zurückspritzt. Tut er das nicht, so bringt das den Basler fast etwas in Harnisch. Fast – denn in Basel finden ohnehin alle Gemütsbewegungen nur fast statt.

Ich glaube, daß «Witz» sicher ein gutes Stichwort für Basel ist. Er gehört zu Basel untrennbar; man könnte den Baslern den ganzen Humanismus nehmen, ohne daß sie's überhaupt bemerken – aber eine Viertelstunde ohne Witz, und schon gehen sie auf die Barrikaden. Auf die geistigen natürlich nur. Der Witz gehört zu den Baslern so sehr, daß ihre ganz alltägliche Umgangssprache von Auswärtigen bereits als äußerst witziger Dialog angesehen wird. Davon leben Scharen von Basler Kabarettisten, die natürlich nicht in Basel auftreten, weil man sie dort nur selten komisch fände. Sie treten außerhalb der Basler Mauern auf, und wenn sie dann so sprechen und das sprechen, was sie zuhause sprächen, dann wiehert das Publikum von Oerlikon bis Tel-Aviv.

Kürzlich wollte ein Redaktor in der Ostschweiz von mir ein paar typische baslerische Witze haben, so zur Auflockerung seines Blattes. Ich mußte ihm tränenden Auges auseinandersetzen, daß es keine Basler Witze gibt; es gibt nur Basler Witz. Und wenn Sie jetzt vielleicht auf die «Webstübeler» hinweisen, so kann ich Ihnen aus Basel nur sagen: Die Webstube ist ein Sozialwerk, das ein Landschäftler gründete und das ungemein viel Gutes für Mitmenschen tut, denen und deren Familien das Schicksal mehr Schweres mitgegeben hat als uns. Und das findet der richtige Basler nicht komisch. Das findet er bewundernswert und unterstützenswert.

Drum kann ich auch Ihnen keine Beispiele für den Basler Witz geben. Aber ich kann Ihnen sagen: kommen Sie nach Basel und hören Sie sich's an. Besuchen Sie zum Beispiel einmal eine Aktionärsversammlung eines Basler Familienunternehmens – Sie werden, um es milde auszudrücken, leicht erstaunt sein . . .

Mit freundlichem Gruß,
Ihr Hans U. Christen

## *Karussell der Eitelkeit*

# Rom

Lieber Schweizer Spiegel,

Das Ereignis, das ich in meinem ersten «Brief aus Rom» kommentiere, liegt zwar schon einige Zeit zurück. Doch glaube ich, damit das typisch Römische und Italienisch am besten zum Ausdruck bringen zu können.

Noch flog die Boeing, die Christian Barnard nach Europa trug, in afrikanischen Himmeln, als sich in der Stadt, die die Ewige heißt, eine sehr temporäre Maschinerie in Bewegung setzte. Der Arzt, dem es als erstem gelungen ist, das kerngesunde Herz einer todkranken Frau in die todkranke Brust eines kerngesunden Mannes zu verpflanzen, sollte gebührend empfangen werden. Freilich von Leuten wie ihm, von Ärzten, Professoren, Gelehrten, Spezialisten. Der Präsident des italienischen Fachverbandes und ein gutes Dutzend «egg heads» wurden für den besonderen Anlaß aufgeboten. Die Radiotelevisione Italiana stellte das Abendprogramm kurzerhand auf den Kopf. Gregory Peck kann warten. Er ist ohnehin aus der Mode. Nur naive Amerikanerseelen stellen sich Roman holidays so vor, wie er und Audrey Hepburn sie vor Jahren auf der Leinwand verbrach-

*Brief aus Rom*

ten. Und am Ende ist Christian Barnard doch um einiges attraktiver als der schöne Gregory!

Eine instinktive Abneigung beseelte die Herren der Schöpfung beim Gedanken an die Römischen Tage des über Nacht berühmt gewordenen Star-Chirurgen. Da war einer, der mehr anzubieten hat als Männlichkeit und Sex und dennoch oder gerade darum Millionen von Frauenherzen höher schlagen läßt. Pomadisierte Typen mit Schlafzimmerblick und dämlichem Getue à la Valentino sind nicht mehr en vogue. Astronauten und Herzverpflanzer sind die Helden unserer Tage. Sie werden alt geboren. Zu ihrer Reifung braucht es ein langes Studium, viel Selbstbeherrschung und ungezählte Opfer.

Die Maschinerie vergaß nichts außer den geheimen Wünschen des Doktor Barnards. Was Rang und Namen hat in medizinischen Herzangelegenheiten – nicht weniger als fünfzig Ordinarien – versammelte sich in den Studios der Televisione, um für die Unterhaltung dreier Koryphäen mit ihrem weltberühmten Gast den wirkungsvollen Hintergrund abzugeben. Nicht einmal die nationale Ehre blieb unbesehen: im Verlauf des Gesprächs ließen die prominenten Interviewer ebenso diskret wie gezielt durchblikken, daß sie bereits vor Jahrzehnten, fast noch als Kinder, solche Herzverpflanzungen vorgenommen hätten, wenn ihnen der italienische Gesetzgeber nicht zuvor gekommen wäre. Für den Codice penale gibt es kein totes Gehirn neben einem lebenden Körper. Unbesehen der Gehirntüchtigkeit bestimmt der Herzschlag das Leben des Menschen. Was der junge Chirurg aus Kapstadt ohne große Skrupel getan hat, ist für italienische Richter schlicht und einfach ein Verbrechen, die geschickte Hand des Arztes eine Mörderhand. Barnard mußte zugeben, daß er nicht alle Mittel ausschöpfte, um den Körper der Trägerin des gesunden Herzens am Leben zu erhalten. Daß sie wegen des durch einen Unfall erlittenen Gehirnschadens dazu verurteilt gewesen wäre, fortan als gehirnloser Leib zu vegetieren, war ihm Grund genug, die lebenserhaltende Maschine abzustellen und den berühmten Eingriff zu Gunsten eines anderen vorzunehmen.

Die Offenheit Barnards war entwaffnend, doch im Land der Päpste mit ihrem allseitigen Transzendenzbezug, im Reich der Rinascita mit dem Universalmenschenideal der Beweis seines Afrikanertums. Am Ende der anderthalbstündigen Unterhaltung hatte der letzte Zuschauer begriffen, daß dieser unchristliche Christian unter Anklage stand und die italienischen Richter kein Erbarmen kannten.

Kein Wunder, daß Barnard schon am nächsten Tag den Herren Kollegen zu verstehen gab, daß er ihrer samt ihrer ethisch fundierten Wissenschaft überdrüssig sei und den Rest seines Römeraufenthaltes in angenehmerer Gesellschaft zu verbringen gedenke. Seine beiläufig erwähnte Vorliebe für den italienischen Film versetzte Berge:

Karussell der Eitelkeit, die Telephondrähte liefen heiß, Hunderte von Anrufen erfolgten. «Fragen Sie die Signora, ob sie heute abend ins Haus der X kommen wolle! Dort wird nämlich ein Empfang zu Ehren Doktor Barnards gegeben.» Die Diva offenbart einer Freundin: «Aus dem Barnard mach ich mir nichts, aber wissen möchte ich, wie er ins Haus der X. gelangt.»

Alle, die ans helle Rampenlicht gewohnt sind, Schauspielerinnen, Regisseure, Produzenten, reißen sich in Stücke, um «auch dabei zu sein», wenn Barnard in Erscheinung tritt. Vielen ist es Grund genug, in Paris, London, New York eilends das Flugzeug zu besteigen, um noch am gleichen Tag in Rom «dem Abend der Abende» beizuwohnen. Und dem 44-jährigen Arzt mit dem unbeschwerten Gebaren eines Studenten liegen all die Sterne, die zu bewundern er wohl bisher weniger Zeit fand als die meisten Zeitgenossen, zu seinen Füßen. An ihrer Stelle verteilt nun er die Autogramme.

Die Kommentatoren sind nicht verlegen: «Mehr Presseagent als Wissenschaftler», «Ein bloßer Wichtigtuer und Scharlatan», «Kein seriöser Arzt», lauten die mildesten Urteile. Sogar die Russen schalten sich ins Gespräch. «Noch ist die Zeit für Herzverpflanzungen nicht gekommen», verkünden sie in wissenschaftlicher Abgeklärtheit nicht ohne moralisierenden Unterton. Doch wie kommen gerade die Kommunisten dazu, die bekanntlich über einige Erfahrungen verfügen bei der Erledigung von Leuten, die ihr Zeitliches noch nicht gesegnet haben . . .

Freilich hört man solch kritische Äußerungen vorwiegend aus Männermund. Das zarte Geschlecht, im Titulieren eines unerreichbaren Adonis sonst nicht verlegen, zeigt sich mildtätiger. Bevor der Mediziner des Tages den zwölf Millionen Fernsehzuschauern und Cinecittàs «Crème de la Crème» erklären kann, daß das Herz «nichts ist als eine Pumpe», öffneten sie ihm ihre Herzen.

Weniger seine Person als die Stiftung, die seinen Namen tragen und die Studien der Herztransplantation vertiefen wird, liegt Barnard am Herzen – an seinem eigenen. Noch fünf Jahre werden seine Hände Wunder zu wirken vermögen; dann werden sie – wie behauptet wird – vom Rheumatismus verzehrt werden. Barnard weiß etwas über die Vergänglichkeit der menschlichen Existenz und nimmt mit den Sympathien auch die baren Mittel, die ihm von Leuten, die mit Sympathien handeln, in reichem Maß gespendet werden. Heute ist er der gefeierte Held, morgen schon einer unter vielen und übermorgen nur noch Geschichte . . . der erste, der es wagte, wagen durfte und sich nicht scheute, sein Wagnis auszuleben, seine Münze in die Währung der Zeit umzusetzen.

Rom, Cinecittàs eilends zusammengetrommelte Prominenz und Signora Xens Luxussuperattico mit Blick auf Konstantins Triumphbogen und das Kolosseum lieferten die Kulisse.

Mit freundlichem Gruß,
Victor J. Willi